Die Ahne.

Skizze von A. Trinius.

Ich kann die alte Valentin noch immer nicht vergessen. Die „Ahne" hieß sie nur allgemein bei den kleinen Leuten im Städtchen. Uralt muß sie gewesen sein. Manche behaupten, sie sei bereits damals ein frisches, hübsches Mädchen gewesen, als vor dem Sturm der Freiheitskriege ein Jahr lang die Franzosen im Ort als Herren gehaust hatten. Nicht nur als Herren in Gesetz und Verwaltung — auch über die Herzen. Dunkle Augen und bestrickendes Wesen machen bald den Feind des Vaterlandes vergessen. Und in den Adern thüringer Mädchen rollt auch kein Fischblut! So war es auch über die hübsche Kathrine Valentin gekommen, und sie mußte es in Seligkeit und Jammer erfahren, wie es in dem Volkslied heißt:

„Er war so lieb, er war so gut,
Der kühnste aller Reiter;
Meine Mutter war ein junges Blut,
Sie that, was heiße Liebe thut...
Er aber, er zog weiter!"

Der Feind hatte noch kein halbes Jahr dem Städtchen den Rücken gewandt, da hielt die weinende Kathrine ein herziges süßes Ding an der Brust, dessen dunkles Haar von ihm erzählte, aus dessen dunklen Augen der zu ihr sprach, dem sie den Frühling ihres Lebens freiwillig hingegeben hatte, der für sie für immer aus der Welt gegangen war. Sie ist denn auch ledig geblieben und hat der Arbeit und der Erziehung ihres Töchterleins gelebt.—

So oft ich die Berggasse hinauf in den summenden Buchenwald steige, meine ich, die „Ahne" müsse noch immer draußen auf der grünen Bank vor der Hausthür sitzen, mit den gichtisch zuckenden, dürren Händen, den stumpfen Augen und dem grauen, von Falten und Runzeln zerrissenen, steinalten Gesicht. Ihre ganze Erscheinung kam mir stets wie ein verwettertes Steinbild vor, das nur selten mal zerrieth, daß noch heimlich und langsam verglimmendes Leben in dieser ehrwürdigen Hülle war, die kein Erinnern an vergangene Zeiten besaß und der ein Schlaganfall auch die Sprache geraubt hatte. Gelähmt an beiden Füßen, wurde die Alte, wenn die Sonne recht warm schien, heraus vor die Thür getragen und auf die Bank niedergesetzt. Da hockte sie stumm, die halb gefalteten Finger im Schooß, mit den ausgebrannten Augen zuweilen in die Sonne blinzelnd. Das war die „Ahne", der zerbröckelnde Ueberrest aus längst geschichtlich gewordenen Tagen.

Seit ein paar Jahren sitzt sie nicht mehr vor der Thür. Auch die Bank ist verschwunden. Das Häuschen hat einen frischen Anstrich erhalten. Fremde Leute hausen jetzt drinnen. Aber die Ahne, die so erschütternd aus dem Leben ging, bleibt noch lange unvergessen. —

Als die kleine Valentin, die Tochter des französischen Wachtmeisters, groß geworden war, lenkte ihre Schönheit die Augen vieler Männer auf sich. Ihr blauschwarzes Haar, die leis' gebräunte Haut, unter der das Roth der Wangen wundersam schimmerte, liehen ihr einen ganz eigenen Zauber. Aber sie war arm, und der, dem sie schließlich ihr Herz schenkte, war es auch. So richteten sie sich beide als Eheleute im Berghäuschen der Mutter Valentin ein. Und wie diese bisher ihr einziges Kind treulich gepflegt und behütet hatte, so durfte sie nun nach einem Jahr ihrem Enkel alle Fürsorge und Zärtlichkeit angedeihen lassen. Nun umschloß ihr kleines Heim ein Glück, so groß, daß sie wohl manchmal heimlich meinte, Wände und Dach müßten sich weiten, all' die stille, unverdiente Seligkeit zu fassen, die ihr Herz füllte.

Da aber kam das große Sterben über die Stadt, wehvoll, thränenreich. Auch in der Hütte am Berg hielt der Tod seinen Einzug und Ernte. In ein und derselben Woche begrub die Mutter Valentin Tochter und Sohn draußen auf dem Gottesacker, von dem man so weit und schön hinaus in's offene Land schaut. Oft ist sie späterhin da hinaus gepilgert, an der Hand den kleinen Bruno, die Gräber zu schmücken und der Todten zu gedenken. Und wenn sie manchmal meinte, in Schmerz und Sehnen vergehen zu müssen, da zog sie den Enkel heftig an sich und bedeckte ihn mit Küssen. Ihr blieb noch aufgehoben, zu erfahren, daß leben oft weit schwerer ist, denn sterben.

Wohl gedieh der Junge kräftig empor. Aber was an Sinn und Geist in ihm heranwuchs, war nicht von jener Art, die in den Frieden dieses Hauses sich einmal konnte einfügen. Vorahnend, in heimlich wachsender Furcht sah die alte Valentin, wie aus nebliger Ferne immer deutlicher, greifbarer das Verhängniß verhüllten Hauptes einherschritt. Fahrig und wild war sein Sinn geartet, von nicht zu bändigendem Trotz, rauher Willkür und einem bösen Zug von Grausamkeit. Scheu und Ehrfurcht vor der Großmutter streifte er mit jedem Tage mehr ab, und mit Schrecken mußte sie erkennen, daß sie nun bald auch die letzte Herrschaft über ihn verloren haben würde.

Nach seiner Einsegnung hatte sie ihm eine Stelle als Lehrling bei einem Schlossermeister festgemacht. Das war nicht nach seinem Geschmack. Eines Abends trat er unerwartet in das Stübchen der Alten. Freudig schaute sie zu ihm auf.

„Nun, Bruno, hast wohl für ein paar Stunden Urlaub?"

Er lachte kurz auf.

„Königsurlaub... Generalurlaub! Wie du willst! Zwingen lasse ich mich nicht... von keinem! Ich will frei sein! Hörst du? Ich trete am Montag in die Pfeifenfabrik ein. Da bleibt man doch Mensch und nicht Sklave. Ich habe mich schon angemeldet und bin angenommen. Dieses Hundeleben bin ich satt!"

Sie wollte etwas erwidern. Doch ein Blick auf dieses finster entschlossene Gesicht benahm ihr den Muth. So schwieg sie. Der traurige, stumme Ausdruck ihres Schmerzes mochte ihm unbequem sein. Denn noch einmal fing er an: „Brauchst nicht die Flügel hängen lassen. Jeder thut, was ihm gefällt. Hä! Du... du hast's ja auch so gehalten!"

Bestürzung, Zorn, Scham malte sich in dem verhärmten Antlitz der alten Valentin.

„Das... das sagst — du?" stieß sie endlich hervor.

„Hä! Ich? Die Leute sagen's. Was kann ich dafür?"

Er stülpte sich die Mütze auf und verließ das Stübchen.

Seit dieser Stunde war zwischen ihr und ihm ein innerliches Band zerrissen. Sie sagte ihm nichts davon, sie klagte nicht, sondern nahm es still, geduldig hin wie eine Strafe, eine Prüfung, die Gott der Herr auf sie gelegt habe für eine Sünde in dem Frühlingswehen ihres Lebens. Sie that ihre Pflicht in Arbeit und Sorge für ihr Haus und den Sohn der Heimgegangenen, um die sie leiden mußte. Aber der letzte Sonnenschein war von ihrem armen, alten Leben gewichen.

Wie halbe Fremde gingen beide aneinander vorüber, und manche Mahlzeit ward eingenommen, wortkarg oder auch völlig stumm. Es war für sie nur noch ein Dahinleben ohne Zweck und Ziel. Aber sie mußte aushalten und still mitthun, bis es ihm droben gefallen würde, sie abzurufen! Ach! Auf dieses Einschlafen freute sie sich! Es gab Stunden, wo sie es sich ausmalte, und dann glitt ein müdes, wehes Lächeln über die welken Züge.

Sie arbeitete noch immer, soweit sie die Kraft fand, daheim für eine Puppenfabrik niedliche, zierliche Hemdchen, die sie dann Sonnabends ablieferte, den schmalen Lohn sich dafür zu holen. Das war fast die einzige Fühlung noch, die sie mit der Welt draußen hatte.

Auf diesem Weg erfuhr sie denn auch, wie toll es der Bruno in den Wirthschaften und auf den Tanzböden des Sonntags treibe. Er sei einer der wildesten und rohesten Burschen, und trotzdem liefen ihm die Mädchen nach, und er brauche sich gar nicht um eine Liebschaft zu kümmern. Wenn er nur die Hand ausstrecke: an jedem Finger zwei. Denn er sei hübsch und habe einen Blick, eine Art — wenn er wolle — mit den Mädels umzugehen, daß es ihnen schwer würde, ihm standzuhalten.

Als dies die alte Valentin das erste Mal vernommen, da ließ sie zum Mittag die Augen über ihn unbemerkt dahingehen, und ein heimlich Erschauern lief ihr über den Leib. War sie denn all die Jahre blind gewesen?! Seltsames Spiel der Natur! Das war ja ganz seine Gestalt, die eigene Kopfhaltung, das Auge dessen, dem sie einst ihre ganze Seligkeit hingegeben hatte! Nur diesen Blick, diesen wilden, flackernden Blick, den hatte er nicht besessen.

Und die alte Frau vergaß das Essen, Zeit und Ort. Mit nach innen gerichteten Augen hockte sie zurückgelehnt auf dem Stuhl. Nur manchmal flog ein Zucken über das durchfurchtete Antlitz.

Eines Abends blieb Bruno länger denn sonst daheim. Er hatte sich seine kurze Pfeife angebrannt und ging im Stübchen auf und nieder. Plötzlich blieb er vor der Alten stehn.

„Du," sagte er, „ich habe mich gestern mit der Veronika Trautner versprochen. Ich sage es Dir, weil wir Pfingsten Hochzeit machen wollen, und da müssen wir hier doch ein bischen zusammenrücken. Ich bin ja alt genug, nun auch diese Dummheit zu machen. Hm!" Er stieß hastig ein paar Dampfwolken aus. „Ich hätt' mir ja auch können ein patenteres Mädchen nehmen — Dutzende hatte ich zur Auswahl! — aber sie war die einzige, die sich nicht zwingen ließ von mir — das — hä! — das war mir was Neues — hä! — das hat mich gereizt!" Er ging wieder auf und nieder, und als die Alte immer noch kein Wort erwiderte, da griff er zur Mütze am Wandhaken.

„Richte Dich also danach ein! Guten Abend!" Dann schloß sich die Thür hinter ihm.

Noch immer saß Mutter Valentin unbeweglich. Nur die Lippen bewegten sich leise.

„Wenn ich ein Recht hätte," murmelte sie, „dann ginge ich hin und sagte ihr: nimm ihn nicht! Es wird ein Unglück für Dich und ihn. Aber er ist ja auch von meinem Fleisch und Blut — ich kann's nicht und darf's nicht. Und auch sie wird's nicht glauben wollen und wird nicht hören — wie ich ja einst — auch nicht —"

Sie legte die Arme auf den Tisch und barg das alte Gesicht in die zuckenden dürren Hände. —

Pfingsten ist vorüber, und eine junge Frau hat Einzug in dem Häuschen droben an der Berglehne gehalten. Ein sanftes, gutes, hingebendes Weib mit starken, blonden Flechten und blassem Gesicht. Wie ein Geist des Friedens, wie ein später Sonnenstrahl ist sie in das Haus eingekehrt, und die Mutter Valentin beginnt doch noch einmal zu hoffen, daß ihr ein stilles, friedfertiges Ende beschieden sein könnte. Sie selbst kann nicht mehr viel mit den alten Händen vorwärts bringen. Aber die Junge, die schafft's, und es ist eine Lust, wie sie die kleine Wirthschaft in Ordnung hält und sich dann hinsetzt und mit flinken Händen die gleiche Arbeit übernimmt, die einst die Alte für die Fabrik geliefert hatte. Alles geht so lautlos, so still hin, als husche sie auf Sohlen und mit Flügeln durch's Haus. Und wenn die Ahne einmal sagt: „Du bist fast zu fleißig!" da lächelt die junge Frau zu ihr hinüber und entgegnet wohl: „Das muß auch sein! Siehst Du, es ist ja nun auch ein Esser mehr im Haus!"

Mit geheimer Angst forscht jetzt manchmal die Alte in dem Gesicht des Enkels. Sie bebt vor dem Tag, vor der Erkenntniß, wo sie herausfühlt, daß ihm die Enge und Stille dieses Hauswesens wieder nicht mehr genügen wird, daß die Wildheit seiner Sinne und Wünsche wieder aufwacht, hungrig, nach neuer Nahrung gierig schreiend. Dieses blasse, gute Geschöpf wird nicht immer Macht über ihn behalten. So kann die Natur nicht lügen.

Und die Stunde kommt. Eines Sonntags Abends ist es Bruno, der in Veronika bringt: „Mach Dich fertig! Wir wollen mal wieder tanzen gehen. 's ist lange her, und alle Abend hier zu hocken — macht hin!"

Aber sie schüttelt den Kopf.

„Bleib hier!" bittet sie. „Vielleicht später einmal wieder — nicht heute — überhaupt nicht jetzt — in dieser Zeit. — Es geht nicht..."

„Du willst nicht!" Er ist aufgestanden. Zwischen den Augen tritt eine Falte hervor. Da wirft sie sich ihm um den Hals und flüstert ihm etwas in's Ohr.

„So — so! Hm! Das ist schade! Aber auf diese Weise komme ich überhaupt nicht hin. Brauchst ja nicht zu tanzen — nur zusehen! Komm! Also auch jetzt noch Widerspruch? Natürlich aufgehetzt — zwei gegen einen! So ist's ja immer. Ich gehe jedenfalls hin. Ueberleg' Dir's also!"

Eine halbe Stunde später ist Bruno zum Tanz allein gegangen. Veronika hat kein Wort mehr gesagt, aber die Ahne in der Kammer daneben hat diese Nacht erst spät einschlafen können. Das heimliche Schluchzen der jungen Frau ist daran schuld gewesen. Der Morgen dämmerte bereits, als Bruno heimkehrte. An diesem Tag ging er nicht arbeiten, da er sich auch mal ausruhen wolle.

Von jetzt an war der Bann gebrochen, in den ihn bisher noch sein junges Weib mit ihrem sanften Wesen gehalten hatte. Die Abende mehrten sich, wo er sich bis tief in die Nacht hinein in den Schenken umhertrieb. Auf den Tanzböden war er wieder Stammgast, und der junge Ehemann hatte für manche der lockeren Dirnen noch mehr Reiz denn früher. Bruno schwamm wieder im alten Fahrwasser. Es beengte ihn auch nicht, diese Lebensführung fortzusetzen, als Veronika ihm ein Söhnlein geschenkt hatte.

Es war ein schwächliches Kind, das die junge Mutter nun aber mit doppelter Sorge umgab. Als die Ahne es, sauber eingewickelt, zum erstenmal auf dem Schooß hielt, da versuchte sie zu lächeln. Sie fühlte ja, wie der Blick der glücklichen Mutter auf ihr ruhte. Aber sie vermochte es nicht. Merkwürdig! Das Kind hatte einen Blick, der nach oben wies, wo die Engel in lichten Gestalten in ewigen Regionen wohnen. Nach oben! Einschlafen! Wo nur ihre Gedanken hingegangen waren? Alles wie fortgeweht, ausgewischt! Nur immer den einen, jeden Tag dringlicher, deutlicher!

Das Kind kam nicht aus den Krankheiten heraus. Es zog die Mutter von der Arbeit ab, und da auch die Ahne längst nichts mehr verdienen konnte, der junge Vater aber den größten Theil außerhalb verjubelte, so sah es trübe im Hause aus. Die Rohheit seines Wesens trat in solchen Stunden grell zutage. Er schimpfte auf die blasse Frau, die nicht genug verdiene, auf das Balg, das nicht leben und sterben könne und allen nur im Weg sei, wo schon genug Esser da wären.

Eines Abends kam es zum Wortwechsel am Bett des Kindes. Die Ahne saß nebenan am Ofen, als sie hörte, wie die Hand des Mannes schlagend auf das jammervolle Weib niederfiel. Und dann noch einmal. Ein Aufschrei drinnen in der Kammer, ein gleicher am Ofen. Dann ein dumpfer Fall. Die Ahne, vom Schlaganfall betroffen, war vom Stuhl niedergefallen. Wie lange sie krank gewesen ist, hat sie dann nicht mehr erfahren. Als sie eines Tages zum Bewußtsein kam, waren Sprache und Gedächtniß verloren und die Füße gelähmt. Ein todtblasses Weib saß an ihrem Bett. Der Mann war bereits wieder im Wirthshaus; das Kind aber lag seit ein paar Wochen draußen auf dem Gottesacker.

Nun war es wieder ganz still im Haus geworden. An warmen Tagen trugen Veronika und eine freundliche Nachbarin die Ahne hinaus auf die Bank. Sonst aber saß sie immer stumm und unbeweglich mit ihrem steinalten Gesicht dicht am Ofen. Veronika arbeitete mit fiebernder Hast für zwei. Die Arbeit für den Mann war längst dahin, aber mit einem Rest von Liebe hing sie noch an ihm, trotzdem er ihr nicht mehr gehörte.

Er hatte sich dem Trunk ergeben und blieb oft tagelang aus der Fabrik fort. Die Ahne mußte fast täglich Zeuge der rohesten Behandlung der jungen Frau sein. An den Füßen gelähmt, der Sprache beraubt, war sie verdammt, die furchtbare Seelenqual schweigend, thatenlos zu dulden. Dann kam eine Zeit, da brach auch Veronika zusammen. Nun ward es ganz finster im Haus. Die Noth saß am Herd, und in den Herzen die Verzweiflung.

Ein rauher Herbstabend. Der Sturmwind heult um das Haus. Ab und zu prasselt ein Regenguß gegen die zitternden Fensterscheiben. Am Ofen hockt die Ahne, vorgebeugt mit verhaltenem Athem, mit stieren Blicken. Drinnen in der Kammer ringen zwei. Mann gegen Weib.

„Ich weiß genau, daß Du Dir noch Spargroschen zurückgelegt hast. Ich muß sie haben — oder —"

„Laß mich — von was sollen wir denn leben?"

„Das ist — Du giebst sie jetzt — oder —"

Ein paar dumpfe, heftige Schläge — ein jäher, weher Aufschrei — dann ist's für Sekunden still. Bald darauf tritt Bruno aus der Kammer. Sein Gang ist schwankend, sein Auge irre. Als er die Ahne erblickt, murmelt er ein paar undeutliche Worte und verläßt dann die Stube.

Wieder eine Pause. Die Alte möchte aufspringen. Sie kann nicht. Worte sind ihr versagt. So wartet sie.

Dann tritt Veronika herein. Das blonde Haar an der rechten Schläfe zeigt Blutspuren. Stumm sinkt sie vor der Alten nieder und birgt das Haupt in deren Schooß. Nach einer Weile hebt sie es langsam empor.

„Ahne!" flüstert sie. „Glaubst Du an ein Wiedersehen da oben?"

Die Alte nickt.

„Ahne! Ich wollt, ich wär bei dem Kleinen! O Gott, o Gott!"

Ein Zucken läuft über ihren Leib, dann fällt das Haupt wieder nieder.

„Einschlafen!" ist ihr letztes Wort.

Die Ahne hat die eine Hand sachte auf das Haupt der Knieenden gelegt. Das steinalte Gesicht regt sich nicht. Draußen heult noch immer der Sturm. Der Regen strömt. Sie horcht lange. Tiefe Athemzüge bringen zu ihr auf. Einschlafen! Wie die Gedanken kommen! Nicht weit ist ihr Kreis. Immer um den einen Punkt. Einschlafen! Nicht wieder aufwachen. Aus Elend und Jammer hinauf — wo die Engel — wo das Kleine. Sie schläft noch immer. Die Hand der Alten tastet nach der Ofenklappe. Das kann sie noch. — Das soll ihre letzte That sein. Das junge Weib brachte ihr den Frieden in's Haus — nun will sie auch gut zu ihr sein — ewigen Frieden — ewigen — Einschlafen! —

Als am nächsten Morgen Bruno nach Hause taumelt, schlägt ihm erstickender Kohlendunst aus der Stube entgegen. Nachbarn eilen herbei. Vor dem Ofen liegt knieend Veronika, das Haupt im Schooß der Ahne gebettet, deren steinaltes Antlitz unbeweglich emporstarrt, als sähe es die Heimath ewigen Friedens liegen.

Der Gendarmo.

Skizze von Hema Ritter.

Adjüs, Herr Gendarm! Lott üch bal noch ens kicke! Dann lache mer noch ens döchdig z'same! Ehr konnt et Lache good bruche. Adjüs, Här Gendarm!

Ein munteres Lachen folgte. Dann schloß sich die Thür hinter einem rothbackigen, frischen Mädchengesicht, und der Gendarm stand auf der Landstraße. Ein Lachen lag noch auf seinem Gesicht. Mechanisch schob er den Degensteg zurück, knöpfte die graue Pelerine zu und schlug den Kragen zum Schutz gegen den stiebenden Regen in die Höhe. Mit langen Schritten eilte er dann thalwärts auf der aufgeweichten Landstraße und durch die feuchte Dämmerung des sinkenden Novembertages. Er lachte nochmals im Weiterschreiten, aber es war ein Lachen bitterer Resignation, das jetzt auf sein jugendliches, hageres Gesicht und die starr vor sich blickenden grauen Augen zog.

War das ein Mädchen, die Emma im Gasthaus zum Hövelbusch! Blank, rein, klar war alles an ihr und um sie herum, die hellen, lustigen Augen, die Kleidung, die Stube mit weißen Tischplatten und weißem Sand auf dem Boden, die Küche nebenan mit ihrem blitzenden Kupfergeschirr. Alles lachte ihn an dort in dem Gasthause, am meisten aber die Tochter des Hauses. Ehr konnt et Lache good bruche! Schwerfällig sprach er im Weitergehen die ungewohnten plattdeutschen Worte nach. Melancholisch schüttelte er den Kopf. Aber ein kleiner Glücksschein stahl sich doch dabei aus seinen Augen. Die Emma mußte etwas für ihn übrig haben, sonst würde sie ihn und sein trübseliges Wesen nicht so gut verstehen.

Er schüttelte abermals das Haupt mit einem Gesicht voll verbissenen Ingrimms. Da lag das Glück, wie er es sich dachte. Ein frisches, munteres Weib, ein Leben als freier Bürger auf hübschem Anwesen, wo ein anstelliger Kopf und fleißiger Mensch etwas vor sich bringen konnte. Da war die Möglichkeit, die Uniform, den Beamten auszuziehen, die Pickelhaube abzulegen.

Wäre daheim nicht seine Frau! Er biß die Zähne aufeinander, so daß sein Gesicht sich eckig verzerrte. Er öffnete sie, um einen polnischen Fluch herauszuzischen. Hole die Frau der Kuckuck! Sie machte ihm das Leben daheim zur Hölle. Sie ließ ihn versinken in Trübsinn und Sorgen. Sie vernachlässigte die Wirthschaft. Sie war sein Unglück. Kaum eine frohe Stunde hatte er daheim gehabt, seit er im Rheinland wohnte. Aber das Land war nicht schuld, nur die Frau war es. Ohne sie hätte er sich so wohl hier im Westen gefühlt. Es war ja hier alles anders als dort hinten bei Thorn, aber es war unstreitig besser. Die Freiheit des Rheinlandes hatte es ihm angethan, die offene, ungenierte Art der Leute. Das Volk wußte nichts von Katzbuckeln, es hielt die Nase hoch und ließ sich nichts gefallen. Selbst der kleine Bauer auf den Bergen war ein Herr, der sagte, was er wollte und sich kräftig seiner Haut wehrte, wenn ihm irgend eine Behörde zu Unrecht in die Quere kam. Respekt nach oben hatte das Volk nur in beschränktem Maße, Respekt vor der Uniform in noch geringerem. Als Gendarm spielte man hier nicht die Rolle wie oben an der russischen Kante. Aber er wollte hier auch gar keine Rolle als Gendarm spielen. Er sah sich hier als Mensch geschätzt, sah sich freundlich behandelt von Leuten, die sich im Osten in himmelhoher Kaste über ihm gedünkt hätten.

Das that ihm wohl, er wollte als Mensch mehr gelten als in seiner Eigenschaft als Sicherheitswächter. Natürlich that er auch hier seinen Dienst bis auf den i-Punkt, aber er hatte angefangen, die Ausnahmestellung, zu der ihn der Beruf zwang, zu hassen. Er wäre auch gern freier gewesen in diesem freien Lande, hätte gern die Uniform, den ganzen Kommißkram abgelegt.

Niemand als die Frau hinderte ihn daran, dieses Weib, das immer krank sein wollte, immer jammerte und klagte, das ihn in Sorgen und Mangel verstrickte und jedes Hineinarbeiten in einen Civildienst unmöglich machte. Ohne sie hätte er sich ungestört daheim in das Postfach einarbeiten können. Er könnte, was noch besser wäre, solch eine Emma heirathen, Wirth und Besitzer spielen. Wie wollte er das Geschäft hoch halten und arbeiten auf eigener Scholle! Wie wollte er lachen mit diesem frischen Frauenzimmer!

Der Gendarm mäßigte seine Schritte unwillkürlich, während er an Frau und Heim dachte. Zögernd, das verbissene Gesicht in den Kragen gedrückt, schritt er langsam weiter. Die Regentropfen rannen vom Helmleder in das kurzgeschorene Haar. Die triefenden Eschen an der Straße ächzten im Winde, Himmel und Erde verschmolzen in grauer Dämmerung. Aber trostloser noch als hier auf der Straße war es zu Hause. Zum Henker mit dem Weib, der Polin, die besser dort drüben geblieben wäre, wo Wölfe und Füchse einander gute Nacht sagen. —

Daheim saß des Wachtmeisters Frau am Fenster, ein zerlesenes Buch im Schooß, und blickte mit ihren dunklen Augen traumverloren durch die kleinen Scheiben auf die Dorfstraße. Schmal und kantig war das Gesicht der Frau, aber es trug die unverkennbaren Spuren einer noch nicht lange verschwundenen Schönheit. Regungslos schauten die weichen Sarmatenaugen hinaus. Die schmale Figur, die zarten Schultern, die im Schooße liegenden kleinen Hände zuckten zuweilen auf wie durchstochen von fliegenden Schmerzen.

Solch ein Glück, wie es da in dem Buche stand, hatte auch sie sich einst geträumt. Gewiß, sie war auch einmal jung, schön und begehrt gewesen. Ein gescheites Kind, ein interessantes Kind, sagten die Nachbarn, die Offiziere. Später sagten sie ihr noch mehr, noch viel Schöneres. Sie lächelte träumerisch vor sich hin, und ein bezaubernder Schein vergangener Jugendschöne flog dabei über ihr schmales Gesicht.

Die Festungswälle des Forts an der russischen Grenze lagen vor ihr, an denen das Haus ihres Vaters, des Wallmeisters, stand. Zwischen den Wällen war der Exercierplatz, wo die Soldaten marschirten, daß der Boden dröhnte, wo stramme Offiziere auftauchten. War das ein Glanz von blankem Metall, von farbigen Uniformen und schönen Männern. Da war der lange Konewitz, der ihr so oft verstohlen Kußhändchen zum Fenster hinauf warf, der von Vellenthin mit dem forschen Schnurrbart. Da war der gute Major, der sie unter seinen Schutz genommen, der sie unterrichten ließ mit seiner Tochter, der vornehmen, schönen Adele. Sie sah nicht mehr die trübe, einsame Dorfstraße. Glänzende Soldatenreihen zogen im Parademarsch vorüber. Die Musik schmetterte. Die Pferde der Offiziere tänzelten, während mit dröhnendem Schritt die Reihen der Grenadiere vorbeirückten. Dort war Glanz und Leben. Hier war der Tod, die trostlose, stumpfsinnige Langeweile. Dort hatte man sie gefeiert, vornehme Herren hatten ihr geschmeichelt, Offiziersfeste hatte sie mitgemacht dank ihrer Bildung und vornehmen Bekanntschaften. Alles, was sie kannte an Schönem und Feinem, war in der fernen Heimath geblieben. Hier war sie nichts, nichts als eine Frau Wachtmeister. Und was war hierzulande ein Wachtmeister!

Auch drüben war sie etwas hinuntergestiegen, als sie den flotten Vicefeldwebel, den Brandenburger, heirathete, den Mann, der sie geradezu anbetete in ihrer Feinheit und Bildung. Sie wollte ihn heraufziehen, er sollte rasch steigen im Civildienst vermöge ihrer Versetzung nach dem Westen. Was konnte ein Gendarm sein bei einem Volke, das nichts wußte von demüthiger Höflichkeit, in einer Gegend, wo fast alles plump mit Wohlhabenheit protzte. Er verstand nichts von ihrem Leid, von ihrem Heimweh, er fühlte nicht ihre Erniedrigung. Roh schalt er, wenn sie klagte. Blanke Stube, blanke Knöpfe, warmes Essen, das war sein Höchstes. Er fühlte sich sonst ganz wohl hier; er war eben eine gewöhnliche Natur, der das derbgewöhnliche Leben Eindruck machte. Zurück nach dem Osten wollte er nicht, und sie sollte sich einfach schicken in die andere Welt, sollte sein wie all diese Frauen hier, und nur an Putzen, Flicken und Kochen denken.

Und sie verging vor Heimweh, vor Sehnsucht nach polnischer Beweglichkeit und Grazie. Ein Nervenkrampf umspannte mit glühenden Krallen die schmale Brust der Polin, umschnürte lähmend ihr heimwehverzehrtes Herz und preßte sie für Augenblicke in hülflose Todesnoth. Schweißtropfen traten ihr auf die Stirn, und zwei armselige Thränen perlten unter den geschlossenen Augenlidern hervor.

Plötzlich kam Leben in diese Augen, Beweglichkeit in das schmale Gesicht. Lauschend beugte die Frau sich zum Fenster. Musik war draußen! Sie riß den Fensterflügel auf und lehnte sich horchend vor. Eine Drehorgeln schickte aus dem Unterdorf verschwommene Töne in die Dämmerung draußen. Jetzt erkannte sie die Melodie. Ein Leuchten zog in ihr Gesicht. Wie durchfluthet vom prickelnden Strom des Lebens straffte sich ihr gebrechlicher Körper. Das war die Mazurka!

Eine glänzende Vision zog an den dunklen Augen vorüber, ein großer Saal voll wogender Töne und wiegender Paare. Klirrende Sporen, elegant unter Tanzroben hervorhuschende Füße, zierliche Füßchen schöner Polinnen! Feurige Augen! Liebe und Leben in sprühenden Funken!

Helle Röthe war in ihr Gesicht gestiegen; die Augen funkelten. Rasch warf sie einen Umhang um die Schultern und ein weitmaschiges Tuch über die schwarzen Haare. Dann eilte sie hinaus, den Klängen der Mazurka nach.

Der Drehorgelspieler war in's Oberdorf gezogen. Wenn sie bis zur Brücke ging, wo die aus dem Dorf kommende Landstraße zum Bache herabfiel, konnte sie ihn hören, solange er im Orte spielte. Von der kalten Nässe des Novembertages merkte sie an der Brücke nichts, nichts hörte sie von dem Bache, der hinter niedrigem Geländer abwärts donnerte. Sie vernahm nur die Melodien, die sie zurückzauberten in die verlorene schöne Zeit. Wohl eine Viertelstunde stand sie lauschend da und summte alte, vertraute Melodien vor sich hin. Zuletzt hallten noch einmal halbunkenntlich die Töne des Masurek in das Thal.

Dann war es wieder still. Todt lag wieder das Dorf da in der Dämmerung. Die Alltagslangeweile, das Heimweh krochen grinsend und gespenstisch aus dem Nebel auf sie zu. Plump und brutal reckten drüben sich die düsteren Berge auf. Lärmend und in wüstem Behagen schoß der Bach drunten an der Kirchhofsmauer vorüber. Sie mußte hier sterben, sie wußte es. Nie sah sie den Osten wieder. Ein schluchzender Sehnsuchtslaut kam aus ihrer Kehle. Das Heimweh umklammerte wieder ihr Herz. Der gräßliche Kampf kam zurück; wie ein wüthendes Raubthier, das für kurze Weile seine Beute freigelassen, umkrallte er ihre Brust. Eine Ohnmacht umnebelte die Sinne der Frau. Kraftlos, mit geschlossenen Augen im wachsbleichen Gesicht, tastete die Unglückliche mit matter Bewegung nach einer Stütze, nach dem niedrigen Geländer. Sie verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings in die hochgehenden, gelben Wogen. —

Sie ist todt, wirklich todt! Halblaut sprach der Gendarm sich die Worte vor und starrte dabei auf die Leiche, die ihm die Nachbarn in der Schlafstube aufgebahrt hatten. Er sprach diese Worte wieder und wieder, geistesabwesend, wie ohne Begriffsvermögen für ihre Bedeutung.

Er versuchte sich vorzureden, daß es so gut sei für sie und für ihn, aber es ging durchaus nicht. Er hatte nicht einen Funken Verständniß mehr für das, was er sich vor Stunden gewünscht. Ein anderer Wunsch brannte jetzt in ihm. Er glomm auf aus dem erstarrten Empfinden, er wuchs und wurde zur feurigen Flamme. Lebte sie doch noch einmal, lebte sie noch einmal, wenn auch nur für Minuten!

Er hatte ihr noch ein gutes, ein freundliches Wort zu sagen, ein Wort von den vielen, die er einst für sie gewußt. Wie arm sie dalag mit dem spitzen Todtengesicht, mit den starren Händen! War das wirklich die Jadwiga? Ja, es war sie, so war sie geworden bei ihm.

Das Wort, das er ihr sagen wollte, brannte wie Feuer. Nein, sie konnte hier nicht leben, und er trug mit Schuld an ihrem Tode. Aber das Land trug die Hauptschuld. Es hatte sie getrennt, sie auseinander geführt immer mehr. Im Osten mußte sie bleiben. Dort wäre sie geblieben, was sie war, die muntere feurige Jadwiga. Dort wäre ihm nicht so aufgefallen, was er hier an ihr entbehrte. Dort hätte er sich an eine polnische Wirthschaft gewöhnt, alles wäre gut geblieben.

Wie arm sie dalag im Scheine der flackernden Todtenkerzen! Und das war einmal ein Mädchen gewesen voll Feuer und Eleganz! Wie schön war sie einst! Wie glücklich hatte sie ihn gemacht! Wie war er beneidet worden um die Frau, die so hoch über ihm stand an Bildung und Feinheit! Wie sie lachen und scherzen konnte, tanzen, lieben!

Ein tiefes Leid quoll auf in der Brust des alten Soldaten und ließ sein Gesicht aufzucken. Gramgebeugt saß er regungslos vor der Leiche, das Gesicht in den Händen. Ein Heimweh kam über ihn, ein Heimweh nach der vergangenen Zeit stürmischer Liebe, nach der Heimath der Frau und der Stätte verschwundenen Glücks.

— Paradox. 1. Quacksalber: „Wie geht's Geschäft?" 2. Quacksalber: „Großartig! Ganz großartig! Unsere Einnahmen haben sich beinahe verdoppelt, seitdem wir anzeigen, daß wir alle unsere Patienten gratis behandeln."

— Das Unglück. A.: „Denke Dir das Unglück, lieber Freund, gestern ist meine Schwiegermutter in einem Wuthanfall aus dem Fenster gesprungen." B.: „Na und?" A.: „Wir wohnen Parterre."

— Gleiche Münze. Dichter (wüthend): „Aber mein Herr, der Check, den Sie mir für meine Gedichte gegeben, ist ja völlig werthlos!" — Redacteur: „Nun, dann habe ich sie also nicht zu hoch honorirt!"

Die Toiletten der Königin Draga.

Nachrichten aus Belgrad zufolge hatte die Beschließerin der Königin Draga, Frl. Weber, kurz vor der Mordnacht Namens ihrer Herrin bei einem ersten Wiener Modehause eine Bestellung aufgegeben. Kurz vorher war bei einem andern Hause ein Schreiben eingelaufen, worin Frl. Weber über die persönliche Geschmacksrichtung der Königin Folgendes angibt:

„Ihre Majestät die Königin Draga wünscht aus Ihrem Atelier bedient zu werden, weshalb ich Sie bitte, umgehend Muster von Foulard und auch anderen leichteren Seidenstoffen (alle durchaus in hellen Farben) für den Sommer sammt Gravuren einzusenden. Späterhin, wenn Sie einmal den Geschmack Ihrer Majestät kennen, wird die Umständlichkeit nicht mehr nöthig sein. Für jetzt kann ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Ihre Majestät die Toiletten nicht überladen, aber doch hübsch geputzt wünscht. Die Hauptsache aber ist, daß die Kleider recht schlank aussehend machen, und daß auch die Toiletten selbst recht zart und duftig aussehen. Vorerst wünscht Ihre Majestät zwei Toiletten für Reception, die man mit einer hohen, wie auch allenfalls mit einer decolletirten Taille tragen kann. Und deshalb bitte ich, diesbezügliche Gravuren, mit deutlichen Erläuterungen versehen, einzusenden. Ferner bitte ich, ein Preisverzeichniß mit durchaus fixen Ansätzen einzuschicken. Diese beziehen sich auf eine

Balltoilette bis zu höchstens 700 Gulden;

Gesellschaftskleider bis zu höchstens 600 Gulden;

Prinzeßkleider bis zu höchstens 500 Gulden.

Vom niedersten bis zum höchsten Preise bitten wir, uns ferner anzugeben, wie sich die verschiedenen Toiletten stellen aus Crepe de Chine, aus Mousseline, aus Seide. Ferner Preis für eine Promenadetoilette etc. etc. Diese Preise sollen auch für die Zukunft ständig bleiben. Dies muß ausdrücklich deshalb bemerkt werden, weil es bei uns vorgekommen ist, daß man zuerst billig lieferte, dann aber für die gleiche Waare immer höher und höher taxirte. Dies soll aber gleich von vornherein vermieden werden. Bitte die Muster und überhaupt alle Waaren folgendermaßen zu adressiren: „An die Kammer Ihrer Majestät der Königin Draga von Serbien, Belgrad." —

Die gewünschten Zeichnungen wurden sofort nach Belgrad geschickt, die Königin selbst wählte die einzelnen Typen aus und ließ sie dem Wiener Etablissement sammt einem Musterkleid aus ihrer Garderobe, von dem man die Maße entnehmen möge, einsenden. Vierzehn Tage vor ihrem Tode erhielt die Königin alle neuen Costüme, die sie gewünscht hatte. Eines von den hier bestellten Empfangskleidern hat die Königin wohl an jenem denkwürdigen kleinen Empfangsabend nach dem Musikfeste getragen. — Zu dieser Mittheilung macht ein Wiener Blatt folgende Anmerkung: „Ballrobe und Prinzeßkleid und all' die duftigen Costüme nach Wiener Geschmack — so schnell und dringend sie auch von der Bestellerin verlangt wurden — sie sind noch viel schneller in der Kammer der Königin die unnöthigsten und überflüssigsten Dinge geworden. Während sie sorgsam verhüllt, festlicher Stimmung harrend, in den Schränken hingen, empfing Königin Draga, bloß mit einem Hemde bekleidet, die tödtlichen Kugeln ihrer Mörder. Und als das seidene Hemd von dem grausam verstümmelten Leichnam in Fetzen hing, da warf man es weg und hüllte die gemordete Königin in ein grobes Linnen. Dieses Leintuch blieb denn auch die letzte Toilette der costümverständigen, schönen Königin aus dem Volke, die in dem herrlichen byzantinischen Krönungsmantel so stolz einherzuschreiten und so gnädig zu nicken verstand. Das Leintuch paßte, es mußte passen; war es zu groß, so schlug man eben die Ecken noch einmal um. Und in dieses ärmlichste aller Gewänder gehüllt — denn es ist arm und ein Todtengewand — wurde Königin Draga in den Sarg gelegt und in nächtlicher Stunde bestattet.

— Der witzige Dorfweise. Ein Gelehrter hielt einst vor einer ländlichen Versammlung einen Vortrag über Himmelserscheinungen; die Zuhörer indeß schienen sehr skeptisch gestimmt zu sein. Als der Redner gerade über die Entfernung der Erde vom Monde sprach, flüsterte einer der Dorfweisen seinem Nachbar in's Ohr: „Der Kerl macht bloß Sprüche, ich werd' seinen Schwindel beweisen." Nach Beendigung des Vortrages erhob sich der Dorfweise und gab seinem Wunsche Ausdruck, etwas fragen zu dürfen. „Gewiß", ermuthigte ihn lächelnd der Redner, worauf der Bauer fragte: „Ich möcht' gern von Ihnen wissen, wie weit 's von hier nach A. ist." — „Es thut mir leid", gab der Redner zur Antwort, „ich war noch nie in A." — „So!" rief der Dorfweise, „und wie oft waren's denn schon auf dem Mond?"

— Im Zeitalter der Vernunftehen. Gatte: „Ich liebe es nicht, wenn man uns die Hochzeitsreisenden gleich an der Nase ansieht, wir werden uns daher vor den Leuten so kühl als möglich benehmen." Gattin: „Aber dann hält man uns erst recht für Hochzeitsreisende."

— Ja dann! „...Bei diesem Hundewetter läßt Du Deine Frau in's Kaffeekränzchen gehen?" — „Ach, die ist nicht zurückzuhalten! Heute Morgen hat sie nämlich eine Neuigkeit „unter Discretion" erfahren!"